

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 28 (1952-1953)
Heft: 7

Artikel: Der Feind ist überall
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1070849>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



H. Stieger

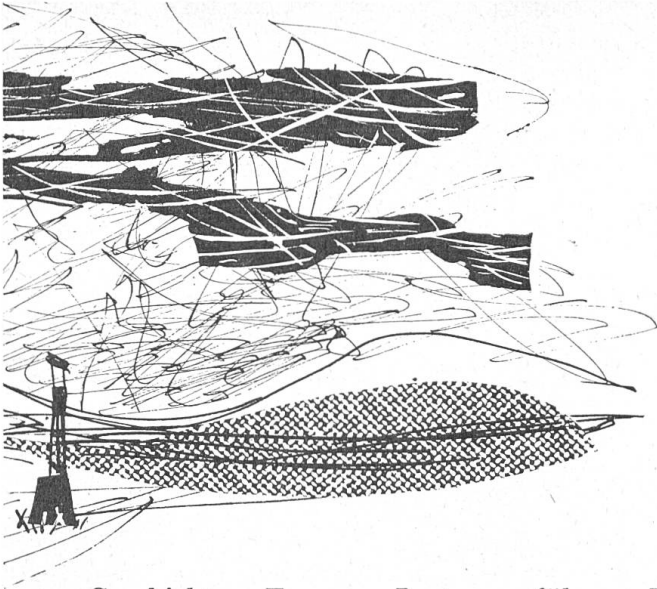
DER FEIND IST ÜBERALL

VON * * *

Wie geht es bei den Kämpfen in jenen Teilen der Erde wirklich zu, wo die weltweite Spannung zwischen Ost und West sich in offenen Krieg entladen hat? Vor Jahresfrist schrieb ein Schweizer-Amerikaner im «Schweizer Spiegel» über das, was er in Korea mit eigenen Augen gesehen hat. Der nachstehende Tatsachenbericht stammt von einem Schweizer Legionär, der in Indochina im Felde stand.

ALS ich drei Tage vor Pfingsten 1950 in Saigon in Indochina ankam, wurde ich zunächst als Ordonnanz des Militärspitals eingesetzt. Am Pfingstmontag lieferten sie uns einen deutschen Legionär ein, der, wie ich, im Solde Frankreichs stand. Er war einem Bamboch zum Opfer gefallen und wies die typischen Verletzungen der Opfer dieser hinterhältigen Kampfweise auf: Sein Gesäß war aufgerissen, und in Fetzen hing ihm das Fleisch vom Leibe.

Nach ein paar Stunden kannte ich seine



Geschichte: Er war Lastwagenführer. Die Wagenkolonne hatte auf offenem Felde außerhalb des Lagers angehalten, um die Vehikel zu reinigen. Mitten in der Arbeit rief der Chauffeur des nächsthintern Cars dem Deutschen zu, ob er ihm nicht mit der Seilwinde zu Hilfe kommen könne, eines seiner Räder sei eingesoffen.

Der Mann entnahm der Kabine die Winde, ging vor seinem Wagen durch und wollte sich nach hinten begeben. In dieser Sekunde ereilte ihn das Schicksal. Der Boden unter seinen Füßen gab nach, er stürzte in die Tiefe und wurde von einem Rost nadelspitzer Bambusrohre aufgespießt.

Ich habe später solche Bambuslöcher oft genug gesehen. Die Vietminh-Kommunisten heben eine Grube aus, so groß etwa wie ein Stubentisch. In dieser Grube pflanzen sie angeräucherte, scharf zugespitzte, giftige Bambusrohre auf, deren Spitzen etwa einen halben Meter unter der Erdoberfläche liegen. Dann tarnen sie die Grube sorgfältig mit dünnem Schilf. Der ahnungslose Soldat tappt hinein und wird aufgespießt.

Die Wunden der Opfer sind selten tödlich, aber sehr wüst und außerordentlich schmerzhaft. Sie erfordern meist einen Spitalaufenthalt von sieben bis neun Wochen.

Dieses hinterhältige Fallenstellen ist bezeichnend für die Kampfweise der Anhänger Vietminhs im Süden Indochinas, vor allem in der Gegend um Saigon, in der ich die Zeit vom Mai 1950 bis zum Juli 1952 verbrachte.

Frankreich führt seinen Kampf gegen die kommunistischen Rebellen in zweifacher Weise:

Im Norden der Kolonie, die zwanzigmal so groß ist wie die Schweiz, stehen sich ein französisches und ein kommunistisches Heer auf

einer unzusammenhängenden Front von 200 bis 300 km gegenüber. Diesen Krieg im Norden kenne ich nur vom Hörensagen.

Den Krieg im Süden aber, im sogenannten Coco-Chine, erlebte ich am eigenen Leibe. Hier im Süden gibt es keine Front. Der Feind ist überall und nirgends. Gruppen von Kommunisten tauchen aus dem Schatten hervor, schlagen zu und huschen auf nackten Füßen zurück ins Dunkel. Oft fällt kein Schuß und platzt keine Granate — die Rebellen bedienen sich eines fußlangen Messers —, und die ganze Kampfhandlung vollzieht sich unheimlich lautlos wie das Auftauchen und Verschwinden eines Gespensterschiffes.

Manchmal lauert der Feind tagelang in deiner Nähe, du siehst ihn stündlich, und du ahnst es nicht. Denn du weißt ja nicht, wer Freund ist und wer Feind. Vielleicht ist der Reisbauer dein Feind, der vor dem Drahtverhau des Postens seiner Arbeit nachgeht, vielleicht ist es die indochinesische Schöne, mit der du dich im Rendez-vous-Haus zusammenfindest.

Der Wandel der Kampfweise 1949–1953

Der schwerverwundete Deutsche gab mir den ersten deutlichen Begriff vom Kampf, der mir und meinen Kameraden in Indochina bevorstand. Den zweiten unvergeßlichen Eindruck davon, mit welcher Rücksichtslosigkeit hier gekämpft wurde, vermittelte mir ein Erlebnis, das ich ein paar Wochen später hatte:

Wir fuhren in den sechsrädrigen Dodge-Lastwagen, welche die Franzosen im Einsatz sehr häufig benützen, in ein Dorf hinaus, um dort die Posten mit Sanitätsmaterial zu versehen. Am Eingang einer kleinen, für uns namenlosen Häusergruppe hielt der Chauffeur den Wagen ruckartig an, so daß wir aus unserm leichten Dösen auffuhren und uns überrascht umsahen. An der Straßenböschung, am Rande eines Reisfeldes, steckten vier 2 m hohe Bambusstangen. Auf jeder einzelnen davon war der Kopf eines französischen Soldaten aufgespießt, der uns aus blicklosen Augen schaurig entgegenstarrte. Die Vietminh-Truppen hatten diese grausigen Feldzeichen zur Drohung und Einschüchterung der Franzosen und der Vietnam, das sind die mit Frankreich verbündeten kaisertreuen Eingeborenentruppen, aufgepflanzt.

Ein halbes Jahr später erlebte ich solche

schaurige Szenen nicht mehr. Während der zwei Jahre, da ich in Indochina eingesetzt war, konnte jedermann ein deutliches Abnehmen der Brutalität der Kampfhandlungen wahrnehmen.

Bei den ersten Operationen, an denen ich teilnahm, lautete der Befehl, eine bestimmte Region von den Vietminh-Truppen zu säubern. Alle Rebellen, deren wir habhaft werden konnten, wurden niedergemacht. Seither ist ist man zu einer «Pazifikation» im Verhalten zu den Gefangenen gekommen; diese werden von Zeit zu Zeit unter der Vermittlung des Roten Kreuzes ausgetauscht. Auf unserer Seite war es vor allem General de Lattre de Tassigny, der mit der «Pazifikation» ernst machte. De Lattre war ein mitreißender Heerführer. Als er das Kommando übernahm, konnte jedermann den neuen Geist, der mit ihm einzog, deutlich spüren. Und daß er achtzig Obersten, die sich vorher in Saigon ein vergnügtes Leben gemacht hatten, entweder an die Front oder zurück nach Frankreich spedierte, das habe ich mit meinen eigenen Augen gesehen.

64 Prozent aller unter den Fahnen Frankreichs stehenden Truppen sind Legionäre. Sie dienen 26 Monate; die französischen Freiwilligen — alle regulären französischen Truppen sind entweder Freiwillige oder Offiziersaspiranten — dienen 30 Monate.

Die Übermacht der Vietminhs gegenüber den Franzosen beträgt entsprechend den Angaben unserer Offiziere 6:1 bis 10:1, je nach Gegend.

Dem Feinde fehlt es weder an Waffen noch an Munition. Für den Nachschub sorgt Rußland. Die Rebellen sind ausgezeichnet organisiert und gut ausgebildet.

. . . ihn hat sie weggerissen

Wer vom Krieg spricht, verbindet damit die Vorstellung eines blind wütenden Schicksals, das wahllos den einen erfaßt und den andern verschont. Im Kampf gegen die Vietminh trifft dies nicht zu. Die Rebellen kennen ihre Opfer und suchen sie sorgfältig aus.

In der 13. Halbbrigade, der ich angehörte, führte ein etwa dreißigjähriger französischer Leutnant, dessen Name mir entfallen ist, einen Zug. Wir kannten ihn alle, denn sein Eifer und seine Kampfesbesessenheit gegen die Kommunisten hoben ihn von den übrigen Offizieren ab. Einige Male hatte er bei Operationen größere Gruppen von Rebellen gefangen genommen

und einmal einen ihrer Unterstände mit Munitionslager und Nahrungsmitteldepot erobert.

Dieser Offizier ging mit dreißig seiner Soldaten auf Patrouille. Selbstverständlich war er weder so einfältig, an der Spitze der Gruppe zu marschieren, noch so eitel, um eine Uniform oder Gradabzeichen zu tragen, die ihn von der Mannschaft abhoben. Er trug wie alle andern das Tenue combat: Khakiuniform und Béret basque.

Die Patrouille stieß in Einerkolonne durch einen schmalen Schleichweg der Vietminh vor, der durch dschungelähnliches Gebiet führte. Vor dem Leutnant marschierten acht bis zehn Soldaten, der Rest der Mannschaft folgte. Der Abstand von Mann zu Mann betrug etwa vier Meter. Plötzlich wandte die Ordonnanz des Leutnants sich um und wies ins Gebüsch, wo etwas sich regte. Der Leutnant riß die Pistole hervor. Im gleichen Moment explodierte unter seinen Füßen eine Mine und zerriß den Offizier. Seine Ordonnanz wurde verwundet, der betreffende Vietminh von den Franzosen getötet. Es war einer jener Volontaire-de-mort gewesen, der sich bereit erklärt hatte, den draufgängerischen Offizier unter Einsatz des eigenen Lebens wegzuschaffen. Man hatte Fotografien des Leutnants hergestellt, und das ausgezeichnete Personengedächtnis, über welches alle Eingeborenen verfügen — ich bin sicher, die Leute, mit denen ich in Berührung kam, würden mich wieder erkennen, wenn ich in einem Jahr nach Indochina zurückkehrte —, half dem kommunistischen Todeskandidaten, sich die Züge des Mannes genau einzuprägen. Die Mine war sorgfältig eingebaut und konnte mit Hilfe einer Schnur, die ins Gebüsch lief, losgelöst werden.

Auf Posten

Eine der Hauptaufgaben der im Süden stationierten französischen Truppen ist die Überwachung der Straßen.

Die Straße von Saigon nach Toudemond mißt etwa 5 km. Sie wird überwacht von einem halben Dutzend Posten, welche sich dort ihre Wachttürme errichtet haben.

Diese Wachtposten sehen alle gleich aus: Über einem aus Backsteinen gemauerten Wachthaus erhebt sich ein Beobachtungsturm mit Plattform.

Die Besatzung besteht in der Regel aus Soldaten im Solde Frankreichs und aus Vietnam-Truppen. Die Eingeborenen-Truppen

leben häufig mit ihrer ganzen Familie auf einem solchen Posten. Sie erhalten ihren Sold sowie die paar Löffel Reis und einige Fische, die ihnen als Nahrung genügen, von der Regierung. Sie sind zum Teil unzuverlässig, und natürlich gibt es unter ihnen auch Verräter.

Ein wichtiges Glied der Besatzungsmannschaft ist der Hund. Der struppigste, ausgemergeltste Köter, den man sich in einer schmutzigen Gasse eines Elendsviertels aufliest und mit Küchenabfällen durchfüttert, ist besser als kein Hund. Er wird angeben, wenn etwas Verdächtiges sich dem Posten nähert.

Doch der Hund ist bei weitem nicht das einzige Tier, das man auf den Posten findet. Das Leben ist dort sehr eintönig, und es gibt viele Soldaten, die sich einen Affen, eine Schlange oder eine Katze halten. Häufig dulden die Legionäre auch die Gemeinschaft eines Tieres, das wie eine Ratte aussieht, außerordentlich flink ist und die Mücken wegfängt.

Die Posten liegen nicht auf offenem Felde. Sie sind umgeben von einer Barrikade: Zugespitzte Bambusrohre werden kreuzweise schräg in den Boden gesteckt. Außerhalb dieser Bambushindernisse wird ein Graben ausgehoben. Die Eingeborenen-Truppen geben

sich leider häufig mit einem schmalen Gräb-
lein zufrieden, aber bei einem richtigen Le-
gionsposten ist er etwa zwei Meter breit,
ebenso tief und mit Wasser gefüllt.

Weder Graben noch Barrikaden vermögen die Rebellen vom Sturm auf die Posten abzuhalten. Die Angreifer springen ins Wasser und durchwaten oder durchschwimmen es. Aber schon mancher wachstehende Soldat wurde durch das Geräusch eines ins Wasser platschenden Körpers alarmiert und auf einen kommenden Angriff vorbereitet.

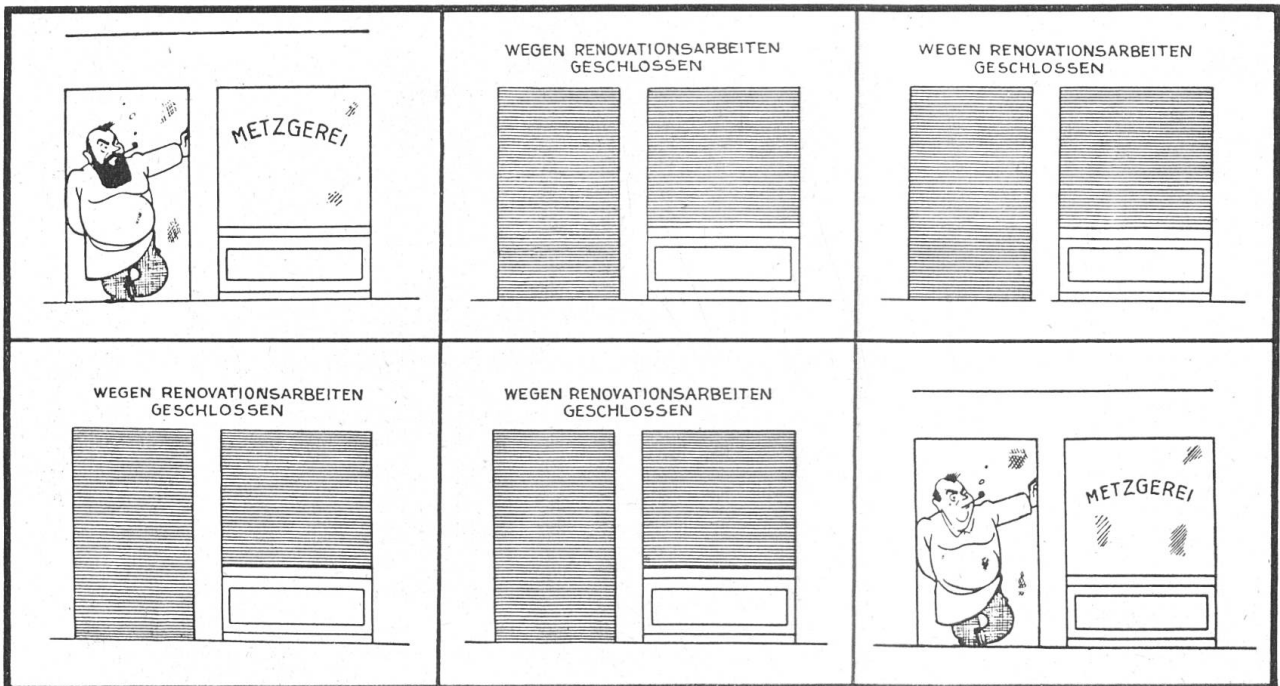
Die Posten haben den Befehl, sich gegenseitig wachzuhalten, wenn sich die Nacht über die Ebene senkt. Jede Viertelstunde nimmt man die Verbindung von Posten zu Posten mit Hilfe eines Trommelzeichens auf — sei es durch das Zusammenschlagen zweier Bambushölzer oder durch den Wirbel auf dem Tamburin.

Auch der Feind bedient sich dieser Trommelzeichen. Die Vietminh greifen in der Regel drei bis fünf Posten gleichzeitig an, und der Befehl zum Sturm wird durch einen bestimmten, vorher abgemachten Trommelrhythmus gegeben.

Selbstverständlich hören manchmal auch



Bilder ohne Worte



unsere Posten die Trommelwirbel der Feinde, aber da die Nacht erfüllt ist von Geräuschen, Tierrufen und Trommelzeichen aller Art, weiß niemand, wem sie gelten und was sie bedeuten.

Das eintönige rhythmische Klopfen der auf ein Fell aufschlagenden Bambusschläger hat etwas Unheimliches, und mancher Kamerad hat mir gestanden, daß er nie so sehr «Muffengang» (Legionsausdruck für Angst) hatte, wie wenn er nachts auf abgelegenen Posten die Wirbel der Tamburins hörte.

Ragen die Posten der Legionäre wie warnende Finger in die Luft, so senken sich die Ausgangsbasen der Rebellen in die Erde. Nur sehr wenige Europäer haben je ein solches Labyrinth von unterirdischen Gängen, Kanälen, Höhlen und Unterständen, solange sich eine Besatzung darin aufhielt, betreten. Aber von den verlassenen Unterständen wissen wir, wie sie aussehen:

Die Gräben sind drei bis vier Meter tief und mit Bambus oder Holz verbaut. Oft folgen sie den Gebüschstreifen und sind ausgezeichnet getarnt. Einzelne Unterstände finden sich auch auf den Gebirgskuppen. Diese unterirdische Welt birgt Waffen, Munition und Nahrungsmittelvorräte. Der Eingang kann nur auf Schleichwegen gefunden werden. Nach einem Angriff schleppen die Vietminh-Truppen ihre Verwundeten und Toten stets in diese Gänge; nur sehr selten findet man einen ihrer Schwerverletzten oder Toten auf dem Platze der Kampfhandlung.

Die Rebellen geben die einzelnen Unterstände stets wieder auf und beziehen neue. Plötzlich tauchen sie aus der Erde eines Gestrüppstreifens auf, schlagen zu und verschwinden in der Erde eines andern Wäldchens.

Nächtlicher Überfall

Ich war erst wenige Wochen in Indochina, als ich von einer heftigen Bronchitis befallen wurde und als Rekonvaleszent nach DuDuc, einer Ortschaft, zwanzig Kilometer von Saigon entfernt, kam. Eines Abends stürzte der Arzt aufgeregt ins Krankenzimmer und fragte nach Freiwilligen, die ihn auf einige überfallene Posten hinaus begleiten könnten. Ich meldete mich sofort.

Der Patentjäger
(Oberhalb der Kirche Anzonico)

Wir rasten in einem offenen, mit Raupen-antrieb versehenen Auto hinaus in die nächtliche Ebene. Als wir die Posten erreichten, bot sich uns ein grausiges Bild. Die Vietminh hatten gleichzeitig vier Posten angegriffen. In den Wachtlokalen und in der Umgebung der vier Türme lagen insgesamt 36 Tote. Ihre Leiber waren aufgeschwollen. Kein einziger hatte einen Schuß oder einen Splitter. Aber quer über die Halsschlagader liefen die Messerschnitte der Vietminh.

Wir eilten von Posten zu Posten, damit der Arzt sich überzeugen konnte, ob noch irgend etwas zu retten sei. In der Umgebung der ersten drei Türme blieb alles still, beim vierten Posten aber fanden wir eine Frau mit ihrem vierzehntägigen Kind noch am Leben. Ihr vermochte der Arzt beizustehen, so daß sie und der Säugling gerettet werden konnten.

Die Besatzung der vier Posten hatte in dieser Nacht lediglich aus Vietnam-Truppen bestanden, da die französischen Postenchefs gerade zurückgerufen und noch keine neuen bestimmt worden waren. Man nahm aber nicht an, daß die Kommunisten darum angegriffen hatten. Auch ein bis zwei Legionäre können jeweils gegen die fünffache Übermacht der Angreifer — man vermutet, daß jeder Posten von 40—50 Mann attackiert worden war — nicht viel ausrichten.

Natürlich waren wir nicht die ersten, die auf den Kampfplätzen ankamen. Einer der Posten hatte noch Raketenalarm geben können, und eine Pikettmannschaft war daraufhin sofort hinausgefahren. Doch, wie dies die Regel war, hatten die Vietminh, um die Hilfe abzuwehren, die Straßen zu den Posten hinaus vermint. Der Lastwagen der Ersatzmannschaft war auf eine Mine aufgefahren und in die Luft geflogen. Wie durch ein Wunder hatte es dabei aber nur Verletzte und keine Toten gegeben.

Von einem andern nächtlichen Überfall erzählte mir ein 25jähriger Landsmann aus der Ostschweiz.

Sein Posten lag nicht an einer Straße, sondern bildete ein Glied der Postenkette, welche die riesige, 274 Hektaren umfassende Gummipflanzung der Micheline-Pneus umschloß, um sie vor Sabotage und Verwüstung zu schützen.

Der Landsmann saß unten im Wachtlokal. Oben hielt ein indonesischer Soldat Wache. Aber dieser Eingeborene war offenbar ein Verräter, ein kommunistischer Sendling. Plötzlich

schoß sich nämlich eine dunkle Masse von der Größe einer Bettflasche durch die Öffnung des Wachtlokals, welche als Fenster und Schießscharte zugleich diente. Der Legionär sah sofort, daß es sich um eine Mine handelte. Ohne einen Augenblick zu zögern, sprang er auf, packte die Mine und versuchte, sie wieder zurück durch die Öffnung ins Freie zu schieben. Er war eine halbe Sekunde zu spät. Der Sprengkörper kreperte in der Mauer. Der Landsmann blieb schwer getroffen liegen. Erst jetzt gab der Nebenposten mit einer Rakete Alarm. Der Verletzte wurde mit einem Helikopter in das Spital von Saigon überführt.

Es steht für ihn fest, daß der eingeborene Soldat Verrat begangen hat. Die Gegend war übersichtlich, so daß niemand anschleichen konnte, und kurz vor dem Überfall hatte der Landsmann sich überzeugt, daß die Wache nicht schlief. — Dennoch wurde dem betreffenden Vietnam-Soldaten von den Kommunisten, die er ja begünstigt hatte, die Gurgel durchschnitten. Auch von anderer Seite hörte ich immer wieder, daß die Kommunisten bei einem Überfall häufig auch ihre eigenen Sendlinge, welche ihnen den Posten verraten haben, umbringen.

Les opérations

An einer größern militärischen Aktion habe ich nur ein einzigesmal teilgenommen. Wir waren eben von einigen kleinen Razzias zurückgekommen, retablierten und füllten die Munition nach. Da erhielten wir plötzlich den Befehl, uns für eine größere Operation bereitzumachen.

Ein solcher Befehl erfolgt natürlich immer überraschend, denn je weniger Leute zum voraus im Bild sind, desto kleiner ist die Gefahr, daß die Vietminh von der Aktion Wind bekommen und sich vorsehen können. Selbst Kompanieführer wissen nie, ob sie nicht in der nächsten Viertelstunde eingesetzt werden.

Die Anzahl der Truppen, welche eine derartige Aufgabe zu erfüllen haben, wechselt von Mal zu Mal. Diesmal war ein ganzes Regiment aufgeboden, und wir erkannten daran, daß ziemlich gewichtige Kampfhandlungen geplant waren.

Wir machten uns bereit. Einzelne Truppenteile zogen die schwarze Uniform an, welche bei Nachtkämpfen ihren Träger tarnt.

Die Bewaffnung ist nicht einheitlich. Am häufigsten kommen Minenwerfer und leichte

Maschinengewehre zum Einsatz. Bei kleinern Operationen führt man stets auch ein paar Kanister Benzin mit, um die Hütten der Rebellen leichter anzünden zu können.

Sobald es völlig dunkel war, wurden wir in Camions verladen, und die Fahrt in die Nacht hinaus begann. Die Straße führte durch ausgedehnte, zum Teil sumpfige, zum Teil zur Reisgewinnung künstlich bewässerte Ebenen. Viele der Hütten, an denen wir vorbeikamen, standen auf Pfählen. Gelegentlich sah man auch einen wild wachsenden Bananenbaum, einen wilden Orangenbaum oder eine Gruppe von Palmen. Das Gebüsch, das sich zwischen den einzelnen Sumpfstrichen hinzog, war von urwaldartiger Üppigkeit.

Die Camions führten uns nicht ins Kampfgebiet, sondern lediglich an einen Fluß, wo plumpe hölzerne Schiffe mit einer Kajüte für uns bereit standen.

Die Fahrt auf dem Flußarm dauerte fünf bis sechs Stunden. Während wir ausgeladen wurden, machte man sich auf dem Schiff bereit, uns Feuerunterstützung zu geben; denn es kam sehr häufig vor, daß die Vietminh gleich beim Ausschiffen angriffen. Diesmal aber blieb alles ruhig.

Niemand wußte genau, wo und wie stark der Feind war. Wir drangen vor. Es galt, sich einen Weg durch den Dschungel zu bahnen. Auch wo Schleichpfade und wegähnliche Stellen vorhanden waren, hüteten wir uns, sie zu benutzen, da dort in der Regel Minen gelegt waren.

Meine Einheit wurde nicht angegriffen, wohl aber die südlich von uns vorgehende Truppe. Plötzlich schlugen dort die Hunde, die man auf allen Operationen gegen die Vietminh mit sich führt, an. Die Rebellen attackierten mit Minenwerfern, leichten Maschinengewehren und Gewehren. Das erste Gefecht dauerte nur wenige Minuten.

Ein überragendes Merkmal der Vietminh ist ihre Wendigkeit. Schon nach wenigen Schüssen verschwanden die Angreifer im Dschungel, und es war, als hätten sie sich in nichts aufgelöst. Es war den Franzosen unmöglich, sie zu verfolgen. Wahrscheinlich hatten sie sich in unterirdische Gänge zurückgezogen, deren Eingänge man selbst mit Hilfe der Hunde nicht finden konnte.

Die Rebellen tragen schwarze Hosen und einen leichten schwarzen Kittel. Sie gehen barfuß oder tragen leichte Sandaletten.

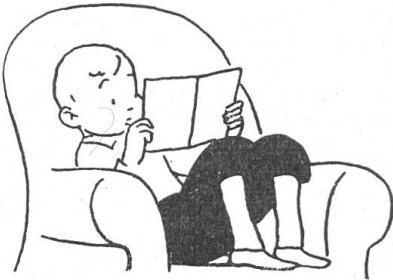
Es galt nun, den Feind einzukesseln, indem alle Verbände, welche an der Aktion teilnahmen, gegen einen Mittelpunkt vorrückten. Das Gelände war so unwirtlich, daß wir in einer Stunde nur 400 Meter vorwärts drangen.

Als sich der Ring unserer Truppen stets enger zog, bemerkten wir, daß der Feind uns

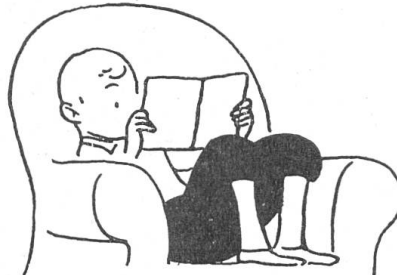
entgangen war. Niemand wußte, wie die Vietminhs uns entkommen sein konnten. Wir fanden lediglich am Rande eines Reisfeldes eine Anzahl Gewehre vergraben, die kurz vorher im Kampf benutzt worden waren.

Die Vietminh haben vor den Legionstruppen großen Respekt. Sie versuchen stets auf einem

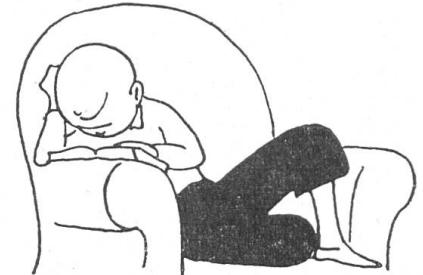
Der kleine Familienfilm



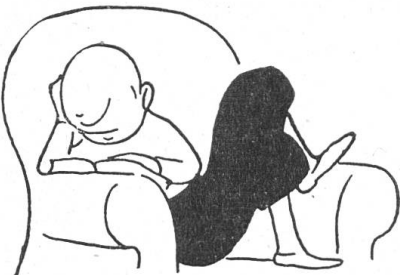
Ist tief in die Lektüre eines Abenteuerbuches versunken, als Mutter ruft, ob es hell genug zum Lesen sei.



Gibt keine Antwort, und Mutter wiederholt Frage.



Antwortet, selbstverständlich ist es hell genug.



Mutter besteht darauf, er verderbe seine Augen, und fordert ihn auf, näher ans Fenster zu rücken.



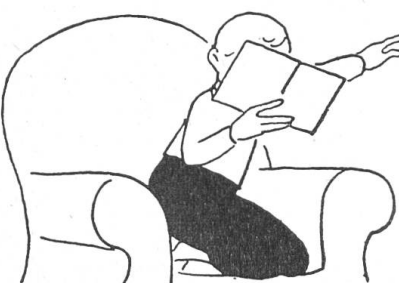
Sagt «jawohl», und legt das Buch widerwillig auf andere Seite von Stuhl.



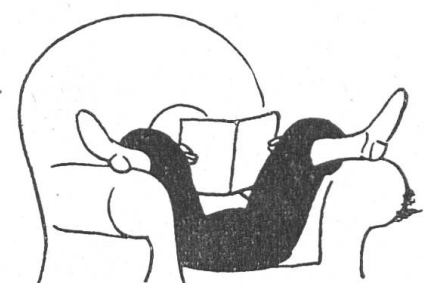
Mutter ruft, auf diese Art verderbe er sich bestimmt die Augen, er soll doch das Licht anzünden!



Seufzt «meinetwegen», und tastet wahllos in der Richtung vom Schalter.



Beendigt ein Kapitel und beginnt das nächste, bevor er Licht andreht.



Macht sich endlich bequem im Stuhl, so daß sich die Seiten im tiefsten Schatten befinden.

andern Sektor, z. B. bei den Arabern oder Marokkanern, durchzuberechnen.

Die Operation dauerte sechs Tage. Der Erfolg war sehr mager. Man machte lediglich ein kleines Grüpplein von Gefangenen.

Größere Kampfhandlungen beanspruchen manchmal zwei bis drei Wochen, und Flugzeuge und Fallschirmtruppen nehmen daran teil.

Sabotage-Akte

Selbst an jenen Tagen, an denen er weder Posten steht noch an größeren Kampfhandlungen teilnimmt, lauert dem französischen Soldaten in Indochina Gefahr. Die Vietminh haben es darauf abgesehen, ihren Gegner und seine Moral durch einzelne Sabotage-Akte zu schwächen.

In Dakao, einem Vorort von Saigon, gibt es einige bekannte Vergnügungsstätten, wo die Legionäre und die französischen Truppen abends tanzen können. Letztes Jahr, im Mai, platzte, während die tanzenden Paare sich drehten, mitten auf der Tanzfläche eine Granate. Dreißig Personen wurden verletzt, zum Glück niemand tödlich. Der Vietminh-Soldat, der die Granate durch das geöffnete Fenster geworfen hatte, entkam.

Noch viel verhängnisvoller war die Detonation einer Bombe mit Zeitzünder auf dem Hauptplatz von Saigon, die zehn Personen, darunter sechs französischen Soldaten, das Leben kostete und 50 bis 60 Automobile beschädigte. Die Tat geschah eines Morgens um zehn Uhr im April des vergangenen Jahres. Ein eingeborener Bus-Bus-Kuli, das ist einer jener Männer, der seine Passagiere in einem zweirädrigen Karren durch die Straßen zieht, war mit leerem Wagen auf den Platz gefahren. Dort ließ er das Gefährt stehen und begab sich in eine Seitenstraße. Kurz darauf explodierte die im Fond des Wagens liegende Zeitbombe.

Als wir einst auf einer Patrouille waren, beobachtete ich eine Gruppe von Eingeborenen, welche mit zwei Ochsen gespannt versuchten, die Schienen einer Eisenbahnlinie wegzureißen.

Eines Abends ging ich ausnahmsweise früh zu Bett, so daß ich um halb neun Uhr schon am Einschlafen war. Plötzlich knallte es. Ich war in jenen Wochen Offiziersordonnanz, und unser Quartier lag ganz in der Nähe des Munitions- und Benzinlagers. Alles schoß auf. Man fürchtete, die Bombe sei im Munitionslager explodiert, und jedermann rechnete mit weiteren Explosionen. Aber die Annahme war falsch. Am Nachmittag hatten französische und eingeborene Truppen Munition für den Kampf im Norden bereitgestellt, die andern tags im Flugzeug an die Front gebracht werden sollte. Einem der Verräter in den eigenen Reihen war es offenbar gelungen, eine Bombe mit Zeitzünder einzuschmuggeln und zu ver-

Stimmt die Behauptung?



Statistische Vorurteile

Von Dr. A. Schwarz

Die Ehescheidungen haben in der Schweiz in erschreckender Weise zugenommen.

Richtig? Falsch?

•

In den 80er Jahren wurden jährlich 927 Ehen geschieden, jetzt (im Durchschnitt der Jahre 1946—50) waren es jährlich 4244. Allerdings war der jährliche Zuwachs an Ehen in den 80er Jahren 1975, jetzt ist er 14 140, also mehr als siebenmal größer. Die Zahl der Ehescheidungen ist im Vergleich mit der Zahl der stehenden Ehen doch recht bescheiden.

aber nicht in dieser übertriebenen Formu-

Richtig,

• • •

stecken, so daß der ganze Transport in die Luft flog.

Die Klagen über die mangelhafte Kost oder die unerträglichen hygienischen Verhältnisse in der Legion, welche man häufig vorbringen hört, wenn die heimgekehrten Schweizer Legionäre vor dem Militärgericht stehen, sind nach meiner Erfahrung übertrieben. Natürlich gibt es während der Kampfhandlungen gelegentlich nur Büchsennahrung oder sehr wenig Trinkwasser. Aber an allen diesen Entbehrungen ist nicht eine bewußte oder fahrlässige Vernachlässigung der Legionäre schuld. Sie sind durch die Verhältnisse bedingt, unter denen die Legion kämpft.

Frankreich macht in keiner Weise einen Unterschied zwischen Legions- und regulären französischen Truppen. Es ist wahr, daß von Zeit zu Zeit ein französischer Offizier auftaucht, der meint, die Legionäre seien alles Gangster und Schurken; aber er wird jeweils rasch eines Bessern belehrt.

Auch die Geschichten von Schlägen und Fußstritten, die man in der Legion erhalten soll, sind Märchen. Ich habe nie gesehen oder auch nur von Augenzeugen gehört, daß ein Legionär, sei es in Afrika oder in Indochina, von einem Vorgesetzten geschlagen worden ist. Die einzigen Körperstrafen, welchen der Legionär ausgesetzt ist, sind die Schläge der eigenen Kameraden bei Kameradschaftsdiebstahl oder aber bei der Gefangennahme nach der Desertion. Dann hat der Erwischte allerdings das Schlimmste zu erwarten.

* * *

Obwohl die Schrecknisse des Legionslebens von zurückgekehrten Legionären meiner Ansicht nach vor Gericht oft aufgebauscht werden, wäre ich der Letzte, der vor dem Eintritt in die Legion nicht warnen würde. Aber nicht nur wegen der Entbehrungen, die man dort auf sich nehmen muß, und wegen der Gefahren, denen man ausgesetzt ist, sondern, und das ist das Entscheidende, weil für einen jungen Mann, der in die Legion eintritt, keine der innern oder äußern Schwierigkeiten, die ihn zu diesem Schritt treiben, wirklich behoben wird. Wenn er, falls er überhaupt zurückkommt, aus der Legion austritt, ist er inzwischen einige Jahre älter geworden und vielleicht noch krank dazu. Aber er steht immer noch vor den genau gleichen Schwierigkeiten, denen er entfliehen wollte.

RICHTIGES SCHWEIZERDEUTSCH

Baseldeutsch

D Vortail diser Maschiine . . .

So begann ein Satz eines «mundartlichen» Vortrages. Mundart ist dies aber keineswegs, denn unsere Dialekte haben den Wes-Fall (Genitiv) weitgehend verloren und umschreiben ihn.

Mundart	Schriftsprache
<i>d Vordail vo däre Maschiine</i>	die Vorteile dieser Maschine
<i>s Änd vom Vordraag</i>	das Ende des Vortrags
<i>s Huus vom Noochber em Noochber sy Huus</i>	das Haus des Nachbarn (in anderen Dialekten auch noch <i>s Noochbers Huus</i>)
<i>dü Heer, won i der Brueder von em kenn</i>	der Herr, dessen Bruder ich kenne

Immerhin hat sich der Wes-Fall in einigen, meist erstarrten Wendungen und Einzelformen erhalten:

<i>s Müllers</i>	Müllers
<i>mer geend zue s Unggle Hanse</i>	wir gehen zu Onkel Hans und seiner Familie
<i>s Keenigs</i>	der König und seine Familie bzw. sein Hofstaat
<i>was Deifels (Guggers) hesch wider boosget?!</i>	was zum Teufel (Kuckuck) hast du wieder angestellt?!
<i>i haa nit der Zyt ums Gotts Wille hittigsdaags (und hitzedaa)</i>	ich habe keine Zeit um Gottes willen heutzutage
<i>aiswägs</i>	plötzlich
<i>aller Gattig Lyt</i>	alle möglichen Leute
<i>Verstegg(l)is (u. a. Spielbezeichnungen)</i>	Verstecken (spielen)

Ganz geläufig ist der Wes-Fall in Zusammensetzungen geblieben:

<i>Hainrichsdaag</i>	Heinrichstag
<i>Vergniegigsrais</i>	Vergnügungsreise
<i>Maischterslyt</i>	Meistersleute

Zusammengestellt von Rudolf Suter